

Der Mann, der die Stadt plündern wollte.

Roman von Sven Hedin. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Hermann Ahl.

(3. Fortsetzung.)

„Hilf“, flüsterte Krug. „Da kommt der Oberarzt. Er wird wieder vom Krongo anfangen. Was in aller Welt soll ich ihm vom Krongo berichten, das er nicht schon wußte. Er glaubt, er muß häßlich sein. Götter sind bloß ein anderes Land gewöhnt. Aber...“

„Sei still“, sagte Krug. „Es ist nichts zu befürchten.“
„Aber warum bist du denn hergekommen?“
„Um zu spielen — wie gesagt.“
„Gedenkst du wirklich mitzuspielen?“
„Natürlich.“
„Aber es wird hoch gespielt.“
Krug lächelte.
„Doch nicht so hoch, daß du mich deshalb nervös sehen sollst.“
Der Konjul war trotzdem unruhig geworden. Er warf seltene Blicke nach der lebhaft plaudernden Gesellschaft, die ja nur aus seinen Freunden bestand. Wie selbst war überhaupt Krugs plötzliches Auftreten in diesem Kreise! Die ganze Sache war wirklich äußerst merkwürdig. Vorläufig hatte er Krug dabei, daß Krug sich betriebe, so daß bekannt wurde, daß der Konjul einen Detektiv in die Gesellschaft eingeschmuggelt hatte. Welches Aufsehen würde das in Christonia geben! Wieviel Stoff zum Stando! würde das geben; Krug schien Birgers Gedanken erkränzt zu haben. Denn im Vorbeigehen flüchelte er dem Götterherren ins Ohr:

„Sei ganz ruhig! Ich werde es zu nichts kommen lassen.“
Aber diese Versicherung des Detektivs überzeigte den Konjul von zweierlei: Erstens war etwas nicht in Ordnung. Und zweitens wußte er nun, daß Krug alles daran setzen wollte, um einen Stando zu vermeiden, und daß er sich in dieser Beziehung auf ihn verlassen konnte.
Dann dachte er darüber nach, wie wohl das Interesse des ausgezeichneten Detektivs erregt habe.
Er ließ in Gedanken seine Götter, einen nach dem anderen, an sich vorbeiziehen. Und es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen. Hier waren ja ausschließlich bekannte Leute: perrenelli, Männer mit Vermögen und einem angesehenen Namen. Leute in guten Stellungen, einflußreiche Geschäftsleute. Wenn irgend etwas geschähe, war, um Geld konnte es sich dabei nicht handeln.
Vielleicht handelte es sich überhaupt nicht um die Götter, sondern um die Diener!?

„Aber Krugs Kaufmanfameil schien nicht im geringsten den Dienern zu gelten. Sondern einzig und allein den Göttern.“
Das waren die Gedanken Birgers, während er darauf und darauf wartete, daß die Herren das Zeichen zum Beginn des Spieles geben würden.
Der alte Diener des Konjuls saß in diesem Augenblicke die Spieltische in dem großen Herrenzimmer zurecht. Die Gesellschaft sollte sich in zwei Spielpartien teilen.
Allmählich schlenderten die Herren hinüber.
Wichtig wurde gebracht, und man wurde immer animierter und freute sich auf die bevorstehende Spannung.
Niemand achtete, daß diese Spannung auf eine Weise angeheizt werden sollte, wie es noch in keinem Spielklub von Christonia je vorkommen war.

Es ist notwendig zu bemerken, daß bei Konjul Birger, wie in den besten ausländischen Klubs, nicht mit barem Gelde gespielt wurde, sondern mit Jetons. Die Jetons wurden bei Beginn des Spieles gekauft.
Der alte Diener des Konjuls erhielt das Geld für die Jetons im voraus und zahlte den Gewinn an die Herren, die gewonnen hatten. Er war der Kroupier der Gesellschaft.
Nun sollte er sich an den großen, buntenfarbigen Jetontischen und rief: „Meine Herren! Das Spiel beginnt!“
Der alte Diener hatte an den Spielenden bloß zwei einfache Ausrufungen zu tun. Die eine betraf den Beginn des Spieles. Die andere lautete folgendermaßen: „Meine Herren! Zur Auszahlung der Gewinne!“
Der Kroupiermann des Konjuls war dem eifrigsten unter den Spielern, drum war er als erster an dem Jetontischen.

Er griff in seinem Rock nach der Brieftasche und bestellte — vier zu hundert, drei zu fünfzig und das übrige Klein.
Auf einmal wurde er merkwürdig lebendig und begann, in seinen Taschen zu fühlen.
Er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht.
„Wie ärgerlich!“ murmelte er. „Ich muß sie wieder auf den Spiegel legen haben!“
Er sah den zunächststehenden Gast an, den Oberarzt.
„Haben Sie Ihre Brieftasche vergessen, mein Lieber? Dann müssen Sie mir erlauben...“
„Vielen Dank!“ erwiderte Grefsen. „Ich muß die Brieftasche auf dem Spielstisch vergessen haben. Hoffentlich habe ich sie nicht verloren. Es waren fast fünfzig Kronen darin.“
„Nur zerstreute Damen o-äfferten

ihre Geld.“ bemerkte der Oberarzt lächelnd. „Ich werde Sie mit Jetons versorgen. Ich will das gleiche haben wie Sie, dann brauche ich bloß doppelt zu verlangen. Na, mein Lieber, also acht zu hundert, sechs zu fünfzig und den Rest Klein.“
„Jan begann, die roten, blauen und gelben Jetontische aufzuzählen, und der Oberarzt griff in die Tasche. Aber er behielt sie darin, und dann schnupperte er in die Luft, als hätte er etwas höchst Merkwürdiges beobachtet.
Als er seine Hand herauszog, war sie leer.
„Mein, wie ärgerlich!“ rief er. „So etwas Sonderbares ist mir doch in meinem langen Leben noch nicht passiert. Ich habe meine Brieftasche auch vergessen.“
„Das ist doch gar nicht möglich!“ wurde zu ihm gesagt. „Suchen Sie doch in den anderen Taschen, lieber Freund!“
Der Oberarzt durchsuchte auch die anderen Taschen eifrig, doch ohne jegliches Resultat.
Die Situation fing an, komisch zu werden, und die anderen Herren lächelten.
Der Wirt drängte sich vor, und sagte, er stelle natürlich jede beliebige Summe zur Verfügung der Herren.
„Wieviel?“ fragte er, lächelnd in die Tasche greifend. „Wieviel darf ich?“
Aber der Rest des Spieles geizte ihm im Halbe, und er wurde plötzlich blaß.
„Jan“, sagte er zu dem Diener, „geh in mein Zimmer und sieh nach, ob ich die Brieftasche habe auf dem Tisch liegen lassen.“
Eine schallende Lachsalve begrüßte diese Worte.
„Du lägst, Birger!“ rief man ihm zu. „Das ist Effekthaserei! Du hast Deine Brieftasche!“
Aber der Konjul schüttelte bloß den Kopf und beteuerte, daß das nicht zuträfe. Und sein Gesichtsausdruck mußte wohl die Ungläubigsten davon überzeugen, daß er die Wahrheit sprach.

Der Diener, der schwelgamer alte Diener, kam zurück und schüttelte den ersten weißen Kopf. Er habe keine Brieftasche gefunden.
Nun wurde die Situation ernst, und die Heiterkeit hörte auf.
Nüchtern sagte eine Stimme: „Meine Herren, lassen Sie uns alle unsere Taschen untersuchen.“
Es war Krugs Krug's Stimme.
Die Aufforderung wurde nicht notwendig gemacht, da alle anderen Herren bereits in ihre Taschen faheten.
Im nächsten Augenblick bot die vorher so heitere und animierte Gesellschaft ein eigenartliches Bild von Schmerz und Ueberzeugung dar.
Ein paar von den Herren standen laubend da, die Hände in den Taschen.
Andere wußten wie verrückt in ihren Kleidern.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

— Erklärte Frau A.: Seit mein Mann pensioniert worden ist, sieht er sich immer wohl, er trägt überhaupt über ein unartikulierendes Frohgefühl in den Gliedern!
Frau B.: Das kommt daher, weil er klaglos ist geworden ist!

Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

— Erklärte Frau A.: Seit mein Mann pensioniert worden ist, sieht er sich immer wohl, er trägt überhaupt über ein unartikulierendes Frohgefühl in den Gliedern!
Frau B.: Das kommt daher, weil er klaglos ist geworden ist!

Drollige Porträtschichte.

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelischen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnliches aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armeewellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habgüter zu verkaufen, darunter auch die Kopie.
Wie erkannte er aber und Lachie, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Portrait Maria Stuart von Raffael. Das einzige erhaltende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!“
Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf deruktion, bei der doch Kunstkenner den Kauf zugehen waren etwas absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für 275 Dollars in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.
Als am nächsten Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators wollte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzugeben. Der Offizier, den Schmerz mit der Kopie weiterleitend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erwerben. Hoffen Sie auf Sie werden damit Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Schmuckstück ausstellen.“
Der Käufer sagte die schmerzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin und kündigte überall öffentlich an: „In No. 15 St. James Straße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: Das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von dem großen Raffael's Meisterhand gemalt!“
Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Kopifikation handelte, durchdrungen, hatte der glückliche Besitzer mehr als 2500 Dollars an Eintrittsgeldern eingenommen und bezieht sich nun das Bild wieder zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Reichhaltigkeit des Publikums, und viele Heiterkeit war in der Tat bezeugt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren.
Man hörte Flüche und Ausrufe von Aerger und Verblüffung.
Und aus allen Ecken des Zimmers hieß es:
„Auch ich! Auch ich! Hat man je so noch erlebt! Auch ich!“
Aber dann schmit eine Stimme in das Gezwir hinein:
„Ich nicht!“
Krug's Krug war es. Er zeigte seine Brieftasche vor, nachdem er den Inhalt untersucht hatte. Sie war unbeschädigt.
Selbst für Krug's Krug war dies eine gewaltige Ueberzeugung, und er konnte seine Verblüffung nicht verbergen.
Der Wirt sah erschrocken von einem zum anderen. Am liebsten verweilten seine Augen auf Krug.
Dann ergriß der Professor für die Dialekte des Altertums das Wort:
„Meine Herren, lassen Sie uns nur lieber gleich die Tasche eingesehen: Wir sind beschloßen worden.“
„Beschloßen! Aber von wem? Und wo? Wann?“
Die Frage freuzte sich. Man sprach durcheinander.
Krug griff ein:
„Und da ich der einzige bin, der nicht beschloßen worden ist, so erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß wir die Taschen durchsuchen.“
Doch gerade in diesem Augenblicke brachte einer von den jüngeren Dienern einen Brief auf einem Tablett herein.
„Hier ist ein Brief an Herrn Krug's Krug. Er soll sich hier in der Gesellschaft befinden.“
Krug's Krug murmelte man erlaube. „Der Detektiv? Der ist doch nicht hier!“
Aber da ging der mäxteste Detektiv hin und erbrach den Brief.
„Ich bin es“, sagte er.
Der Brief enthielt einen Hundertkronenschein und eine Karte.
Auf der Karte stand:
„Damit es den Herren nicht an Kleingeld zum Aussehen übersehen ist, anbei hundert Kronen.“
Hochachtungsvoll
Der Mann aus der Villa Rosenbain.
(Fortsetzung folgt.)

Der Haß schadet niemand.

In einer anregenden Bauderei stellt ein deutscher Schriftsteller im Hinblick auf die gegenwärtige schwere Zeit folgende sinnreiche Betrachtungen an:
Viel Haß haben wir erlebt in diesen fünfzehn Kriegsjahren, die hinter uns liegen. Viel Haß auch vorher schon lange Jahre hindurch. Denn was da seit dem Kriegsbeginn aufblühte, war nur das vom Sturm der Weltgeschichte angefaßte Feuer aus einer Zeit, die lange in der Stille schwebend um sich geirrt hatte. Das hat manchem das Herz schwer gemacht, und die Frage, weshalb uns denn eigentlich dieser Haß zuteil wird, ist oft genug aufgetaucht als ein Zeugnis für die Klammern, die der Haß der anderen in tiefen Herzen unter uns hervorgerufen hatte. Da haben wir allen Grund, dem alten, weiserfahrenen Goethe dankbar zu sein für dieses Wort, das er einst zu seinem getreuen Eckermann sprach: Der Haß schadet niemandem.

Jeder Mensch, gegen den der Haß sich richtet, hat etwas Positives, etwas Schöpferisches in seinem Wesen, der Haß aber ist unerschöpflich, negativ. Der Haß will nur den Gegenstand, den er verfolgt, aus dem Wege räumen und weg haben, ein für allemal weg. Ob da nachher Trümmer sind, oder Obde, oder was da sonst nachher sein wird — diese Frage liegt so weit draußen, daß der Bereich des Haßes bis dahin nicht geht. Darum ist das Schöpferische, Originale im Menschen, der gehaßt wird, immer dem Hoffenden überlassen, der Haß aber immer in der Unterlegenheit. Das Schöpferische im Menschen, die wahre Tugend in dem feinen, guten Wortes edelstem Sinn kann aus sich heraus schaffen und Neues gestalten, denn Tugend ist, was etwas taugt. Der unerschöpfliche Haß dagegen kann das nicht, er braucht einen Anstoß und Reiz von außen her, um tätig werden zu können, und die einzige Tätigkeit, zu der er dann fähig ist, ist nach außen gerichtet auf den Gegenstand, von dem ihm der Reiz und Anstoß kam. Die Vaterlandsliebe des Volkes voll positiver, schöpferischer Kraft wirkt Toten aus sich heraus, ohne alle Worte vielleicht, was noch lange nicht das Schlimmste ist. Die Vaterlandsliebe des Volkes, das seine schöpferische Kraft ausgeübt hat oder ausüben liebt, sagt die Geister der Träger zusammen durch die Hüllentöne des Haßes, sagt sie zusammen, indem sie allen Schmutz, den eine geistlos gewordene Phantasie erfinden und aufkommen kann — und je greifenhoffer eine Phantasie geworden ist, desto ergrößer wird sie hierfür — nach dem Gegner werfen, indem sie alles ihr Vermögen auf ihn richtet, um so triumphierend im Augenblick, wo die Vernichtung gelingend wird.

Die geistig in Wirklichkeit aber niemand. Die politische Kraft wird nur durch eine andere, überlegene politische Kraft besiegt, niemals aber durch die bloße Negation. Der Haß schadet nicht, wenigstens dem nicht, auf den er zielt. Wohl aber schadet er dem, der ihn hegt. Denn er treibt den, der ihn hegt, immer weiter in die Negation des schöpferischen Wirkens, in das Tätigwerden in der Richtung auf etwas Fremdes, äußerlich Befindliches hinein. Das wahrhaft Weltende und Bekundige aber — auf einer nur aus sich selbst heraus; es kommt zustande wie der wunderbare Heiligenstein, mit dem das christliche Mittelalter seine Gestalten begabte, als eine geheimnisvolle Ausprägung der inneren Tätigkeit und Tugend.

Darum sollten wir uns zu gut sein zum Haß, gegen wen der Haß sich auch richten mag. Der Haß schadet niemandem, sagt Goethe. Wer haßt, vernichtet und vernichtet nur sich selbst. Wenn Vergeltung sein muß für den Haß, dann sei sie nicht wieder Haß, sondern Verachtung, haben wir vordem einen dafür gegeben, daß er mitwirken könnte beim positiven Schaffen der inneren Tugend, und ihn deswegen geachtete als einen, der ebenfalls seine originalen, schöpferische Kraft noch lebendig in sich trägt, so muß die Laßsage, daß es des Haßes fähig war, dieser Meinung freilich ein Ende machen und Lösung wandeln in Verachtung. Und die Folgerung ist, daß mit dem Haß ausschließen aus dem Bereich, wo reine Schöpferkraft aus sich selbst heraus der Zukunft Werte bildet.

In seinem Automobiltot aufgefunden wurde in Rulo, Neb., W. E. Colter, welcher in Iowa Point nahe White Cloud, Kas., wohnte. Er war nach Rulo gefahren, um Whiskey zu kaufen und hatte sich demnach betrunken, daß er nicht stehen konnte. Getrübte rollen ihn in eine Tiefe und legten ihn in das Automobil. Einige Stunden später wollten sie ihn aufwecken und fanden ihn tot vor. Colter war ein Sektion - Vormann der Chicago, Burlington & Quincy Eisenbahn.

Der Titel - Großherzog wurde vom Papst Pius V. geschloßen, der 1569 Cosimo von Medici zum ersten Granduca (Großherzog) von Florenz ernannte.

In Russland, Japanischen Kriege kam jeder getötete Japaner dem Russen etwa auf \$70,000 zu stehen.

Einem der Bittelteil entsprungene Gewohnheitsfehler geißelt die Mitarbeiter einer deutschen Zeitschrift auf folgende treffliche Weise:
Manche Menschen können es nicht lassen, zu schimpfen. Auch im schlichten Alltagsleben verkörpern sie vor anderen stets eine Rolle, spielen sich auf als etwas ganz Besonderes, das Bewunderung heischt, und wissen gar nicht, wie lächerlich das wirkt! Andere wollen sie täuschen und täuschen doch nur sich selbst über die Wirkung ihres Wesens. Statt zu imponieren, berührt es gefühlt, aufgeföhren, unwohl, obtern. So ergeht es wieder täglich einer Dame, die im Kreise ihrer einfaches Sommerfrische und burgundisch ihrer herborragenden gesellschaftlichen Stellung dabei und ihrem Reichtum überlegen wollte. Sie verjuchte mit föhligem Anstand sich zu bewegen, sprach mit edlen, höflichen Worten und martierte Vornehmheit in so vertehrter Weise, daß es einfach komisch anmutete — wir lachten hinter ihr her. Sogar eine derbe Abfertigung mußte sie sich gefallen lassen, als sie eines Tages lächerliche erklärte, sie sei in diesem Jahre alt und grau geworden, weil — sie nicht ins Hochgebirge reisen konnte! Da machte ihr jemand klar, daß es in diesem ersten Jahr wirklich andere Gründe zum Alt- und Grauworden gäbe, als derart läppische oder renommiertliche!

Wenn nun diese Dame eine Eingeleichnung wäre, so lohnte sie in ihrer Lächerlichkeit nicht der Erwähnung. Allerdings aber trifft man auf Menschen, die, statt sich natürlich zu geben, etwas vorfallen wollen bei anderen, die den Einbruch erweisen können, als seien sie wer oder was, das sie allerdings sein werden, aber absofort nicht sind. Wozu das? „Ach“ immer durchschau gesunder Menschenberhand derartige Gebahren und seine Motive. Ach immer wird davon niemand getuschelt, als der da selbst täuschen wollte. Das sei zu Ruh und Frommen derer, die sich freis in Szene zu setzen lieben, ihnen einbringlich verfähert.

Der Titel - Großherzog wurde vom Papst Pius V. geschloßen, der 1569 Cosimo von Medici zum ersten Granduca (Großherzog) von Florenz ernannte.

In seinem Automobiltot aufgefunden wurde in Rulo, Neb., W. E. Colter, welcher in Iowa Point nahe White Cloud, Kas., wohnte. Er war nach Rulo gefahren, um Whiskey zu kaufen und hatte sich demnach betrunken, daß er nicht stehen konnte. Getrübte rollen ihn in eine Tiefe und legten ihn in das Automobil. Einige Stunden später wollten sie ihn aufwecken und fanden ihn tot vor. Colter war ein Sektion - Vormann der Chicago, Burlington & Quincy Eisenbahn.

Der Titel - Großherzog wurde vom Papst Pius V. geschloßen, der 1569 Cosimo von Medici zum ersten Granduca (Großherzog) von Florenz ernannte.

Für die Küche.

Vie mit grünen Tomaten. Man bestreue die Tomaten Scheiben mit einer kleinsten Salz und lasse sie auf einem Durchschlag 5 Minuten liegen und ablaufen. Hierauf schlage man 1/2 Tasse flühen Rahm, eine Prise Mustatung und 1 Eßlöffel voll Zucker; man füge eine Messerspitze Backsoda, in 1 Eßlöffel Wasser aufgelöst, hinzu. Diese Masse wird mit den Tomatenscheiben vermischt, auf eine schon hellbraun gebundene, Unterkruste gefüllt und ein Gitternetz von Bierleig oben übergelegt, d. h. Streifen vom Leige werden wie ein offenes Gitter über die Pfefferlinge gestreut.

Kohlraabi - Gemüse. Die nötige Menge Kohlraabi wird geschält, in Scheiben geschnitten, mit siedendem Wasser gebrüht oder 5 Minuten in kochendem Salzw